

4) Das entfesselte Schicksal.

Roman von Edouard Rod.

Nachdem die Ergebnisse kurz zusammengefaßt waren, stüßte man den eigentlichen Schuldbeweis auf eine zweifelhafte, noch schwebende Spekulation, für die Vermantes nur eine schwache Erklärung fand. Die Aktien der Hochbahn waren seit ihrer Emission 1897 durch eine unmäßige Reklame auf fünf-, sechs-, selbst siebenhundert Franken getrieben worden. Kurze Zeit vor Eröffnung der Ausstellung fielen sie plötzlich. Nun ist richtig, daß der große Erfolg dieser Sehenswürdigkeiten sie bald auf den hohen Kurs zurückbrachte. Vermantes hatte aber seine Aktien gerade kurz vor der Baisse verkauft. Er behauptete, in dieser Zeit besonders viel Geld nötig gehabt zu haben wegen des plötzlichen Unfalls bei dem Bau des Hafens von Bonimarca. Der nur vorübergehende Sturz der Aktien, deren er sich zu so auffallend passender Zeit entäußert hatte, bewies jedenfalls, daß Vermantes, wenn es sich darum handelte in schwierigen Momenten seine Kasse zu füllen, nicht gerade an Skrupeln litt. Nachdem die Anklage von den geschäftlichen Schwierigkeiten gesprochen hatte, welche Vermantes gerade in dem Augenblick bedrohten, da der Tod des Generals das Schiff wieder flott machte, wurde nun die beständige Geldverlegenheit des Verhafteten betont. Schon in seiner Jugend hatte er die Freigebigkeit Herrn de Pellices, seines Vormundes, benutzt, um auf dessen Kosten als reicher Student zu leben. Nach seiner Heirat — er war damals einfacher Beamter der Nordmetallgesellschaft gewesen, und seine Frau hatte ihm ein sehr bescheidenes Vermögen zugebracht — lebte er auf sehr großem Fuß weiter und machte ein großes Haus. Die Ausgaben stiegen mit seinen Einnahmen, ja vielleicht schneller als diese. Man konnte seinen jährlichen Verbrauch auf zweihundertfünfzigtausend bis dreihunderttausend Franken schätzen, trotz pekuniärer Schwierigkeiten und häufiger Verluste. Dazu kamen noch die überaus teuren Käufe, die er im Verlauf der letzten zehn Jahre machte: die Villa d'Étretat; ein Haus in der Rue des Vignes; das Schloß in l'Aveyron, dessen Renovierung fast sechshunderttausend Franken gekostet hatte. Dann Bilder und Kunstwerke. Schließlich erzählte die Anklage noch kurz zusammengedrängt von den Zerrungen seines Privatlebens: zwei Verhältnisse mit Halbweltbamen, das eine während seiner Ehe, das andere kurz nach dem Tode seiner Frau. Die Anklageschrift schloß mit folgenden ihn charakterisierenden Sätzen:

„In seinem Privat- und Geschäftsleben hatte er leichte moralische Anschauungen. Er steigerte das Bedürfnis nach Luxus bis zum Prunk. Zweifellos fleißig, aber noch mehr ehrgeizig, sowohl als Geschäftsmann wie als Mensch wenig bedachtsam, gehört er offenbar zu jenen Naturen, welche der Wunsch, etwas zu scheinen und das Bedürfnis nach Genuß, widerstandslos und leicht zum Verbrecher macht.“

Vermantes hörte diesen Ausführungen mit einem Gesichtsausdruck zu, in dem sich Demütigung und Empörung mischten. Gewiß, das alles beruhte auf Tatsachen. Dieser Art zusammengefaßt, entsprach es doch nicht der Wahrheit. Er erkannte sich in diesem Bild wie in einem Porträt, das nur mit einigen äußeren groben Strichen gezeichnet ist und dem Farbe und Gestaltung fehlt. Das war er, und er war es doch nicht. Ein anderer Vermantes, verschieden von dem, der er sein konnte, ein Vermantes ohne seinen Charakter, ohne jede persönliche Note. Und dies falsche, verzeichnete Bild sollte nun für seine Richter Geltung haben! Seine Handlungen waren ungefähr so, wie sie das gerichtliche Dokument aufgezählt hatte, aber die Berechnungen, die sie so erniedrigten, hatte er niemals hineingelegt. Wie auf viele andere, so hatten auch auf ihn besondere Lebensumstände eingewirkt. Das war alles. Nie hatte er den Wunsch gehabt, sich zu bewundern. Sein maßloser Hochmut! Mein Gott, niemals hatte er seine Fähigkeiten, noch sein Schaffen besonders hoch beurteilt. Seine Wünsche? Ohne Uebertreibung erfreute er sich der Früchte seiner Arbeit als gesunder, temperamentvoller Mann. Seine Verschwendung, seine Prunksucht! Ihm selbst hätte ein Tisch aus Kiefernholz, ein eisernes Bett und die einfachsten Lebensmittel genügt. Seine Skrupellosigkeit! er war gewissenhafter als andere, die frei waren, ihren Weg

ohne Fesseln weiter zu gehen und jeden Tag dieselben zweifelhaften, leichtfertigen Handlungen, von neuem begannen. Wie diese Aufeinanderfolge unlegbar entstellter Tatsachen klären, die durch ihre Verkettung und ihre Zahl nun plötzlich einen so ganz anderen Sinn annahmen? Wie konnte er diesen „Doppelmenschen“ verleugnen? Konnte er sagen: Sie irren sich. Ich bin jener Mensch gar nicht. Aber das hieße auch leugnen, hieße mit „Nein“ antworten, wenn der Präsident ihn fragen würde: „Sie heißen Lionel Henry Vermantes? Sie sind 1856 in Mans geboren, wo Ihr Vater in Garnison stand?“ „Ach, wie in dem engen Rahmen des Verhörs so viele verwickelte und trotzdem so einfache Dinge erklären! Wie sollte er so viel ansehbare, doch im Grunde unschuldige Handlungen, so viel falschen Schein, der wie ein Schleier die Wahrheit einhüllte, klären?“

5. Kapitel.

Als Vermantes sich zum Verhör erhoben hatte, konnte man das „Ja“, mit dem er die erste Frage beantwortete, nur durch die Bewegung der Lippen sehen. Man hörte kaum den Klang seiner Stimme. Man erfuhr, daß er seine Mutter im zehnten Lebensjahre verloren hatte; daß sein Vater 1870 unter dem General, dem damaligen Oberst de Pellice, eine Eskadron befehligt hatte und unter den Augen seines Vorgesetzten bei Gravelotte gefallen war. Nachdem diese Präliminarien erledigt waren, wurde der Präsident, Herr Motiers de Fraisse, eindringlicher.

„Sie blieben mit wenig Hilfsmitteln ohne jede Familie zurück. Außer einem Onkel mütterlicherseits, der schon mit zwanzig Jahren in die Kolonien ging und von dem Sie nichts mehr gehört hatten, hatten Sie keine Verwandten. Der General von Pellice, Ihr Vate, willigte ein, Ihr Vormund zu werden.“ Er hatte zuerst den Gedanken, Sie die militärische Laufbahn einschlagen zu lassen, um Ihnen anfangs von Nutzen sein zu können. Sie folgten seinem Rat nicht und gaben vor, keine Neigung für den Offiziersstand zu haben?“

„Das ist richtig. Waren meine Mittel auch nur gering, so konnte ich doch das Polytechnikum besuchen.“

Er richtete sich einen Augenblick straffer auf, als ob er sich von der Last befreien wollte, die auf ihm ruhte, und erhobenen Hauptes fügte er hinzu:

„Ich glaube bewiesen zu haben, daß ich meinen Beruf nicht verfehlt habe.“

Die stolze Geste rief im Saal beifälliges Murmeln hervor. Vielleicht machte sie auf die Geschworenen einen minder günstigen Eindruck, die sind immer geneigt, dem Angeklagten nur bescheidene Wünsche zu gestatten, und dieser hier schien die Offensive ergreifen zu wollen.

„Es ist richtig,“ pflichtete der Präsident bei, „Mathematik ist Ihnen sehr leicht geworden, und Sie sind mit einem guten Zeugnis abgegangen. Jedoch haben Sie in Ihrer Jugend nicht nur gearbeitet. Sie haben auch dem Vergnügen eine Menge Zeit gewidmet. Vergnügungen kosten viel Geld. Da Ihre Einnahmen mäßig waren, haben Sie die Freigebigkeit des Generals angenommen.“

„Ich habe sie niemals gefordert.“

„Sind Sie dessen sicher?“

„Vollkommen.“

„So haben Sie wohl einen gewissen Zwischenfall aus Ihrem letzten Studienjahr vergessen? Sie hatten in einem Klub einen ziemlich bedeutenden Spielverlust gehabt, nachdem Sie auf Ehrenwort gespielt hatten. Der General bezahlte für Sie. Es handelte sich um zwei- oder dreitausend Franken, glaube ich.“

„Ich hatte mich in einen Klub einführen lassen, ohne überhaupt zu wissen, daß man dort spielte. Ich verlor, aber nicht zwei- oder dreitausend Franken, sondern genau achthundert Franken, Herr Präsident.“

Da die Verschiedenheit der Zahlen eine gewisse Ueberraschung hervorrief, legte Vermantes Gewicht darauf.

„Die Richtigkeit meiner Behauptung wird ein Brief des Generals beweisen, der den Akten beiliegt. Wenn die Zahl nicht stimmen sollte, ist es leicht, sie zu berichtigen.“

Der Präsident sah seine Notizen durch und gab durch eine Geste seinen Irrtum zu erkennen. „Die Summe ist demnach von dem General bezahlt worden.“

„Auf folgende Weise: Ich war seit mehreren Wochen großjährig, und der General hatte noch nicht mit mir abgerechnet. So war ich also gezwungen, mich an ihn zu wenden und ihn zu bitten, mir diese Summe vorzustricken, bis wir die Aufstellung der Beträge geordnet hatten. Er hat mir ungefähr folgendes geantwortet: „Nein, mein Junge! Ich möchte nicht, daß Deine paar Kröten sich verringern, solange sie in meinen Händen sind. Ich schenke Dir die achthundert Franken. Das wird Dir etwas peinlich sein, ist Dir aber ganz gesund. Die kleine Demütigung, die Du durch die Annahme hast, wird Dich lehren, was Spielschulden bedeuten.“ Wirklich habe ich seit jener Zeit keine Karten mehr berührt.“

Das war einfach und offen erzählt, und die kleine Episode wirkte zugunsten von Vermantes. Trotzdem murmelte eine Stimme in der Menge:

„Wie pagig!“

Charisly zuckte die Achseln und flüsterte Jean Bogis zu: „Der Präsident behandelt ihn anständig . . . Donnerwetter!“

„Nichts in den Akten widerspricht Ihrer Versicherung.“ fuhr Herr Motiers de Fraisse fort, „aber Sie blieben bei Ihrem verschwenderischen, leichtsinnigen Leben.“

„Ich stürzte mich mit gleichem Eifer auf das Vergnügen wie auf die Arbeit. Ich war sehr gesund. Ich hatte Begeisterung und Kraft. Das habe ich ausgenüßt.“

„Reichlich und immer mit der bestmöglichen Unterstützung des Generals.“

„Ich wiederhole, daß ich ihn nie um etwas gebeten habe. Der General wünschte, daß ich ihm oft schreibe. Er hat alle meine Briefe aufbewahrt. Noch das letzte Mal, als ich ihn sprach, erzählte er mir, daß er dabei wäre, sie zu ordnen. Man wird nicht einen darunter finden, der eine Bitte um Geld enthält. Nicht mal eine Anspielung der Bedürfnisse und Wünsche, die ich hatte. Aber weshalb sollte ich seine Freigebigkeit zurückweisen? Hätte ich das überhaupt tun können, ohne ihn zu beleidigen? Er war mein Vate, und ich betrachtete ihn wie meinen zweiten Vater.“

„Diese Freigebigkeit dauerte noch an, als Ihnen Ihr Erbteil schon anzuehändigat war und Sie Ihr Ingenieursdiplom erworben hatten. Sie wünschten Deutschland kennen zu lernen, Nord- und Südamerika. Nach Ihrer Rückkehr hat Ihnen der General einen Posten in den Nordhöhlenwerken verschafft, bei denen er ein einflussreicher Aktionär war. Später, als Sie Geld zur Begründung Ihres ersten Unternehmens, der St. Felix-Brücke, brauchten, half er Ihnen.“

„Er tat es aus eigenem Antriebe. Er hat es nie zu bedauern gehabt, denn das Unternehmen hat sehr schnell fünfzehn Prozent gegeben. Von da ab brauchte ich seine Hilfe nicht mehr.“

„Hat Sie eine so andauernde Fürsorge von seiten eines Mannes, mit dem Sie kein verwandtschaftliches Band verknüpfte, nicht in Erstaunen gesetzt?“

„Weshalb sollte ich erstaunt gewesen sein? Hätte ich ein Patenkind, würde ich dasselbe tun. Die Handlungsweise des Generals schien mir ganz natürlich.“

„Trotzdem haben sich unangenehme Gerüchte über die Art, mit der Sie für dieses Wohlwollen dankten, verbreitet. Frau de Bellice war bedeutend jünger als ihr Gatte. Ihre häufigen Besuche in seinem Hause haben Veranlassung zu sehr unangenehmen Auslegungen gegeben.“

„Diese Verleumdungen erfuhr ich erst nach meiner Verhaftung. Der Herr Untersuchungsrichter hat mir davon Mitteilung gemacht. Ich vermute, daß man vielen Leuten ähnliche Dinge nachsagt, ohne daß sie es ahnen. Frau de Bellice war eine makellose Frau. Sie hat mir stets nur tiefsten Respekt eingeflößt. Es steht mir kein Mittel zur Verfügung, die Unrichtigkeiten dieser Gemeinheiten beweisen zu können. Aber ebensowenig wird man deren Richtigkeit aufrecht erhalten, da sie nie bestanden haben. Es ist unmöglich, einen negativen Beweis zu erbringen, wie man glücklicherweise nicht eine Lüge zur Wahrheit steinern kann.“

Die Fragen des Präsidenten über diesen Punkt erregten Mißfallen. Welche Beziehungen konnten zwischen den Tatsachen des Prozesses und der Frage bestehen, ob diese Gerüchte wahr oder falsch seien. Frau de Bellice ruhte seit dreißig Jahren im Grabe, und die Menschen, die sich noch im Leben tummeln, lassen die Toten gern ruhen.

Andererseits begann Vermantes sich durch seine Festigkeit und durch die überzeugende Aufrichtigkeit seines Tones die Herzen der Zuhörer zu gewinnen. Beim Sprechen fand er seine Kräfte wieder. Er beherrschte sich. Er wurde er selbst. Während all der qualvollen Sitzungen mit dem Unter-

suchungsrichter, der für alle seine Geheimnisse dräng, hatte er sein Leben an sich vorbeziehen lassen und mit Entsetzen Fehler darin entdeckt, deren er sich nicht bewußt gewesen. Dazu die zwecklos demütigende Neue über diese Fehler in der Einsamkeit der Zelle. Aber jetzt, in dieser Stunde, bot er der Verleumdung die Stirn. Seine Ruhe, der Ernst seiner Stimme, die Größe seiner Haltung imponierten der Menge. Die Richter fanden in ihm nicht den ausgesprochenen Typus der Schurken; für die Seinigen wurde er ein Märtyrer, der seine Vornehmheit auch den schlimmsten Beleidigungen gegenüber bewahrte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Alten und die Neuen.

Die Ausstellung der Berliner Sezession.

L.

Diese Ausstellung ist mit Bewußtsein so geordnet worden, daß die verwandten Arten beieinander hängen; die altgewohnten Namen und die neuen von gestern und morgen wurden zu Gruppen vereint. Das geschah nicht pedantisch, aber doch so, daß der Besucher bei einiger Aufmerksamkeit das Experiment einer Systematisierung zu spüren vermag. Es ist darum nicht nur sinnlich sympathisch, sondern auch belehrend und aufklärend, die Säte der Reihe nach abzuschreiten und jeden einzelnen sozusagen als eine Provinz zu betrachten. Ein Verfahren, das um so mehr zu empfehlen ist, als auch der Katalog daraufhin angelegt wurde.

Im ersten Saal hängen einige rechtliche Leute; die temperierte Bradheit ist das ihnen Gemeinsame. Dora Sib malt ganz tüchtig an ihrem alten Thema: Trauben und Kinder, umkreist von Sonnenfledern. Martin Brandenburg läßt die bekannten Seifenblasen seiner spröden Phantastik aufsteigen; Hans Walsche kümmert sich mit Sorgfalt um einen Hinterhausgarten. Reid kann mehr, als dies eine schwächliche Bild verspäteter Erotik fürchten macht, und Klimsch zeigt durch zwei nebeneinander disponierte Akte, eine stehende und eine kniende Jägerin, daß er immer noch das Ausgezogene hübsch, wenn auch banal zu behandeln weiß. Ein wenig mehr Aufmerksamkeit verdient Billj Nowak, der mit der Gewandtheit und der Sentimentalität der Tschechen Landschaftsschemen in mürben Farben koloriert. Selbstam, wenn auch bereits bekannt, sind die Trübs des Max Oppenheimer (er hat auch im großen Saal noch ein Bild hängen). Er ist an Greco, dem spanischen Klassiker der Gysterie, schwer, wenn auch heilbar erkrankt. Immerhin, als Verkörperung mondäner Gehirnakrobatik sind diese Ornamente aus gemachten und zerhackten Heiligenleibern nicht gleichgültig.

Im zweiten Saal hängen drei Altmeister der modernen Kunst: Leibl, Czajane und Van Gogh. Die Linie, die von dem süddeutschen Wagner der Tonalität, diesem ebenso zärtlichen wie heldenhaften Musiker der weichen und süßen und doch scharf empfundenen und unendlich sicher gesetzten Töne, zu Max Liebermann führt, läßt sich in dem Kabinett, das dem Berliner Vollen der des Impressionismus eingeräumt wurde, überzeugend erfüllen. Aber schon das eine Bildnis, das Liebermann hier in dichter Nähe Leibls aufhängen ließ, zeigt die Bewußtheit, auch die Berechtigung solcher Verwandtschaft. Das kam von dem Nebeneinander van Goghs und Brochusens nicht gesagt werden. Der hartnäckige Eisenkonstrukteur der Savellandschaft vermittelt uns wohl ein Empfinden für das Architektonische in der Natur; er tut das aber mit soviel Heberlegung und Absichtlichkeit, daß seine Wilder hart und steif wirken, wenn man sie neben die leidenschaftlichen Ausbrüche des mystischen Holländers hält. Für diese mystische Herkunft van Goghs ist ein hier zu sehendes Frühwerk, ein fast böckliches Thema, überaus kennzeichnend. In einem schwarzblauen, schwefelgrünen Märchenwald reitet ein fadig Geschöpf auf einem gepfeiften Tier. Man denkt an des schweizerischen Romantikers „Schweigen im Walde“, sieht dann aber an den Landschaften und Stilleben, die in der Umgebung hängen, mit wieviel Konzentrationskraft van Gogh solche äußerliche Offenbarung der ihn bewegenden Gesichte überwand, um sich ganz in den schlichsten Vorgängen der Natur zu verlieren. Wenn er in den Zeiten seiner Reise eine Chrysantheme oder ein Kornfeld gestaltet, so regt sich hinter der verkürzten Form des Naturbildes die dem einstigen Missionar des Kohlenreviers eingeborene Mystik: die Blumen glühen in der Zauberkräft ihres sonnentrunkenen Blutes; die Wehren rauschen im Taft steigender Säfte; und wenn das Korn in Garben steht, scheint es ein Instrument, den zarresten Atem des Windes sichtbar zu machen. Solche absolute Transformierung des phantastisch Erlebten in die Einfachheit der Natur zeugt für die künstlerische Kraft des van Gogh; daß aber dieser turbulente Naturalist mit einem „Schweigen im Walde“ anfang, konnte auf eine bevorstehende Böcklinreitung zu deuten sein.

Unsere Jüngsten, die wir gleich treffen werden, haben den Abscheu vor der Historie und dem literarischen längst überwunden. Ob das für die Malerei einen Fortschritt zu bedeuten hat, läßt sich heute kaum sagen; die Czajanes, die wir im zweiten Saal dieser Sezessionsausstellung treffen, weisen einen umgekehrten Entwicklungsweg. Der größte der französischen Landschaftsmaler be-

gann mit einer Egerie in der Art des Daumier, mit der Halluzination eines Nordes. Als er dann immer mehr zu sich selber kam, hat er auf solche Erregungen verzichtet und hat in der Bedeutungslosigkeit eines Apfels die bedeutungsvollste Schönheit entdeckt. Das Stilleben, das wir hier von ihm zu sehen bekommen, ist durch die wunderbare Rhythmiel seiner unbegreiflich satten Farben wohl das schönste Bild der Ausstellung. Und der „Blick über die Dächer“, der unzählige, in uns gespeicherte Vorstellungen, Jugendeindrücke und Sehnsüchte des Mannes, wachruft, ist in der Selbstlosigkeit seines Seins, in der zwecklosen Selbstverständlichkeit seines Werdens von einer unergänzlichen Poetik, und ist doch ebenfalls nur: Naturalismus.

In Saal IIIA wurden einige der Jüngsten versammelt; man gruppierte sie um drei prachtvolle Bilder des Toulouse Lantrec, den man den Majster des späten Kolofos nennen könnte. Eines dieser drei Bilder, eine gelbe Tänzerin, ist düstlich wie ein Watteau und nervig, wie nur ein Exponent des zwanzigsten Jahrhunderts es sein kann. Dabei zeigt dies verführerische Werk eine Malhaut wie Edelsteinschliff. Dem Toulouse am nächsten steht Julius Pascin; freilich, es ist dieser delatente Bildung östlicher Abstammung neben dem Erben gezeiteter Kultur nur wie ein heißes Begehren neben einer kühl beherrschten Erfüllung. Pascins Aste frühwilderer Kinder vermögen nie restlos das verfürmirt Fleischliche in anmutig blühenden Schein zu wandeln. Nehulich ist es um die stimmrig pilantene Landschaften des Curt Hermann bestellt. Sie vermögen nicht völlig die artistischen Abichten des Pinsels vergessen zu machen. Es bleibt ein Rest von Meisterwerke. Das gilt auch von Koloschla, gilt in weit höherem Maße von den eigentlich Jungen, von Matties, Heuser, Steiner. Das dieser Gruppe Gemeinsame ist die Müdigkeit des Tones; sie werden ihn gefunden haben, ohne miteinander bekannt gewesen zu sein. Es gibt eben Menschen, die Moll, andere die Dur lieben. Daß sich die gleichgearteten Liebhaber ähnlich auszudrücken versuchen, ist zwar nicht merkwürdig, ist immerhin, wenn es rudelweise geschieht, ein Symptom. Das Rudel oder die Gruppe, die Schule oder das Programm sind aber just charakteristisch für den Schulmarck unserer Jüngsten. Das könnte ein Zeugnis der prädestinierten Notwendigkeit sein, kann aber auch als ein Anzeichen der inneren Schwäche und als eine Tendenz zum Gewerblichen, zum Kunstgewerblichen also, gedeutet werden. Man wird abwarten müssen; das eine läßt sich heute schon sagen: es steckt in all diesen Herandrängenden mehr Absicht als Notwendigkeit, mehr Intellekt als Sinnlichkeit. Koloschla, der Wiener, zum Exempel zerlegt die Dinge und Körper in ein System von Diagonalen; man könnte an die Druck- und Zuglinien einer Ingenieurkonstruktion denken. Da aber diese Linien zuweilen auch wie durcheinander gehen und so etwas wie Gefühlslinien anzudeuten scheinen, gibt es an manchen Stellen des Bildes ein heftiges, zuweilen nicht unsympathisches Gefühel. Wer Koloschlas Zeichnungen kennt, weiß, daß durch solche Kriehel die Pische einiger Köpfe, etwa der Richard Dehmels, typisch erfasst wurde; in den Bildern fört das graphische Maß solcher Technik. Es wird die Nervosität der Linienbündel nur schwach überdeckt von einer durchsichtig wirkenden Farbenhaut, von einer opaleszenten, stimmrigen Schicht. Dabei hat der Künstler offenbar die Reigung, dem Cinquecento nahe zu kommen; es ist, als schaue ein extremer Leonardo durch ein Spinnwebgewebe aus Regenbogenkreisen hindurch. Heinrich Heuser ist weit harmloser. Er macht eine Kreuzabnahme, eine heilige Nacht, ein Schlachtgetriebe; es sieht aus, als wenn aus Spielzeugschachteln Holzfiguren zu Silhouetten geklebt worden wären. Man könnte auch an die Jahrmaltsbilder „so hat auch in dieser Nacht, einer eine umgebracht“ gut denken. Dabei ist die Regie nicht ungefährlich; als Antarkia, als Rosair, als Glasbild könnte man sich die Angelegenheiten ganz gut vorstellen. Als selbstständige Kunstwerke haben sie nur die Bedeutung eines Manometers; sie zeigen an, daß allerlei Kräfte am Werk sind, das Dekorative zu suchen. Ganz ähnlich steht es um die übrigen Genossen dieses Saales in Moll.

In Saal IIIB hängt die schon erwähnte Kollektion Max Liebermann. Es ist immer genuehreich, die Entwicklung dieses gesunden, klugen und doch temperamentvollen Künstlers nachprüfen zu können. Wir treffen hier kleine Bildnisstudien, die direkt von Courbet und Russechi kommen, treffen eine entzückende Vorarbeit zu der in Helligkeit tauchenden Schulterwerkstatt der Nationalgalerie. Dann Beispiele für die „Analysierten“ Bilder, ein Altamännerhaus, eine Stiehküche. Schließlich die erregt hingeschriebenen, von stürzendem Leben erfüllten Bilder der letzten Jahre: ein farbenfantes Kohlsfeld. Auch von den Bildnissen der letzten Zeit sind einige Proben zu sehen, Gerhart Hauptmann, ein etwas verchwommener Goethe, der Marburger Philosoph Cohen, sprechend ähnlich, mit fühlbarer Anteilnahme an der Persönlichkeit des rasseverwandten Geistes gemalt. Der Entwicklungsgechichte eines einzelnen ist auch der nächste Saal gewidmet; er enthält dreißig Bilder von Wilhelm Trübner aus der frühesten Zeit bis zur Gegenwart. Wieder ist Courbet einer der Vaten, auch das England der klassischen Porträtkunst und Constables sind zu spüren. Leibls Einfluss läßt sich allenthalben nachweisen, daneben aber regt sich frühzeitig die selbständige, sichere Art des Modellers. Trübner hat etwas vom Bildhauer; er hat eine Faust. Er ist viel sicherer als Liebermann, aber länger nicht so geistvoll, nicht so skeptisch, nicht so kritisch wie dieser. Es gehört zu den Ver-

güngen dieser Ausstellung, zwischen dem Liebermann- und dem Trübnersaal hin und her zu pendeln, um recht intim diese beiden verwandten und doch so verschiedenen Naturen miteinander zu vergleichen. Nie hätte Liebermann so farbig sein können, wie sich dieses Trübner bei seinem Postillon oder bei den Landschaften der letzten Periode leistet. Robert Breuer.

Kleines Feuilleton.

Die Mutter stirbt.

Die langen Jahre her haben sie es gewußt; nun würgt die Tafsache vier mutige Seelen. Nie war Mutters Herz gesund gewesen — solange sie denken können. Es hat die Frau viel gequält, viel gemartert. Nun liegt sie auf dem Sterbebett und mißt mit eisigen Fingern die Deden. Dunkle Tiefen gibt das gedämpfte Licht ihrem Antsig, das sie und der zu lächeln sucht. Sie will ihren Kindern keine üble Erinnerungen hinterlassen an die Stunde, in der sie stirbt.

Das Leben ward ihr gegeben, der Kinder Weg zu ebnen. Vom Augenblick an, da sie neues Sein in sich spürte, liebte sie. Die Schreie, die ihr der Schmerz erprekte, der Schmerz, der neues Leben, die Kinder in die Welt warf, sie waren der Jubel ihrer Kraft, die Schöpfer ward. Fünfmal war sie dem Tode nahe; fünfmal hat sie geboren. Fünf Knaben. Vier stehen am Totenbett; den einen hat sie begraben, vor langen Jahren. Da bleichte ihr Haar in einer Nacht, da tat das Herz so angstvolle Schläge, daß es keinen ruhigen Gang mehr fand; da halfen nicht Kuren, nicht Arzneien.

Die volle Kinderfüße vertrieb den Mann. Nächste hatte sie auf ihn gewartet, gesprochen hat sie nie. Und als er in die Erde sank, da weinte sie, als wäre er der geliebten, dem sie sich gab in blühender Jugend, in drängender Kraft. Den Knöchel hat sich die Not wund gepocht; sie durfte nicht herein zu der immer tätigen Frau. Tags pflegte sie; nachts arbeitete sie: so wuchsen die Kinder.

„Mutter!“ Der älteste flüstert's, der noch den Reisestaub der Ferne an den Schuhen trägt.

Mit letzter Kraft streicht sie die Hand, die so leicht ihr blutiges Geld verwarf, die nun ernstest Arbeit dient und Gutes tut; nie hat sie an ihm gezweifelt.

Mit verkrampften Fingern stehen die Zwillinge; hier schweigt das laufende Leben. Rastlos arbeiten in den Höfen die rostigen Hämmer, die schnellenden Maschinen, die Mutters Hand schuf und erhielt, bis sie die Häuste rühren konnten, bis sie das Dämmern der Ahnung fühlten, was Mutters Liebe vermag. Das Weib des einen will Mutter werden; das erwartet sie noch!

„Noch nichts?“ fragt der Sterbenden Blick.

„Noch nichts!“ gibt Jugend die Antwort.

Der jüngste läßt Mutters Puls frei; hier kann er nicht klügeln, nicht rechnend messen; der Arzt in ihm stirbt, weil die Liebe seine Diagnosen stellt. Das Ende ist da: die Hand, die sie geführt hat, die ihre struppigen Wubentöpfe glättete, sie liegt kraftlos auf der Dede. Nie mehr wird sie sich heben, das Kreuz auf ihre Stirn zu zeichnen, das Kreuz, dem die Frau glaubt, das ihr Strohhalm war im Weltmeer der Qual. Mit tiefer Nührung haben sie Mutters Stimme beten hören; was ihnen oft Schwäche schien, festes Festhalten am toten Zwang, heute hat es Leben und Blut befehlen! Gleich ist die Form, wie der Mensch die Schöpfung ehrt, mit Glaubens- oder Wissenslüge; er ehrt sie, und es ist Lüge.

Nach Ludwigs Bild sieht die Mutter, es liegt auf der Dede ihres Bettes, so hat sie's gewollt. Dreißig Jahre sind es, daß den Siebenjährige starb; sie hat ihn nicht vergessen.

„Er muß jedes Jahr seinen Kranz auf dem Grabe haben. Ist das auch geschehen? Und ich liege — neben Vater.“

Die grauen Nebelflore heben und drehen sich vor den Fenstern, ganz weit, irgendwo draußen in der Welt steigt die Sonne auf; es hat alles sein Schicksal. Die Tür knippt auf, eine atemlose Stimme bringt die Kunde. „Großmutter“, flüstert der junge Vater und weint.

Sie lächelt, und man sinkt der Kopf zur Seite. Das letzte, was sie mit tiefen Freuden hört, ist der starke Schall der hastigen Tritte, mit denen die vier zum Totenbett der Mutter stürzen.

Kraft und Leben gaben ihr das Geleit zur ewigen Ruh'. Walter v. Molo.

Physiologisches.

Welche Wärme verträgt der menschliche Körper? Zu dieser Frage wird uns folgendes geschrieben: Während meiner Dienstzeit bei der Marine war ich zum Heizer auf dem kleinen Kreuzer „Seedler“ bestimmt. Wir lagen in Deutsch-Ostafrika. Bei einer Ausfahrt von Darressalam zum Torpedoschießen gerieten wir mit unserem Schiff auf Grund. Bei Ebbe lag das Schiff gänzlich

